

Aktivitäten

Unser Pfarrer gab mir wichtige Impulse, was ich alles machen könne, um mehr über das Verschwinden meines Vaters und meines Bruders zu erfahren. Er schlug mir vor, mich mit anderen betroffenen Angehörigen zusammenzutun.

Es gab nur eine Instanz in Linares, an die sich die Menschen in ihrer Bedrängnis wenden konnten: das bischöfliche Ordinariat. Dorthin kamen die Angehörigen der Verschwundenen und der Verhafteten, die Arbeitslosen, die nicht mehr wussten, wie sie ihre Familien ernähren sollten. Mit einer kleinen Schar von Unterstützern versuchte Bischof Carlos Camus zu helfen und ermutigte die Menschen zum gemeinsamen Handeln.

Ich begann in diesen Gruppen mitzuwirken und begriff, dass viele Angehörige dieselben Erfahrungen machen mussten wie ich. Auch sie fühlten sich isoliert und durch eine Mauer des Schweigens von der Gesellschaft ausgeschlossen. Das Bewusstsein, dass ich mit meinem Schmerz nicht alleine dastand, half mir in meiner persönlichen Auseinandersetzung und ermutigte mich, in meinen Bemühungen nicht aufzugeben. Indem ich Menschen half, die das gleiche Schicksal erlitten hatten, konnte ich meine eigene Tragödie zum Teil überwinden.

Meine Aufgabe war es, Angehörige von Verschollenen und Verhafteten in Linares ausfindig zu machen und aufzusuchen. Viele ahnungslose Menschen waren oft zu nächtlicher Stunde von den Schergen der Ge-

heimpolizei aus ihren Wohnungen gezerrt und zu Verhören an unbekannte Orte gebracht worden, wo sie gefoltert wurden. Diejenigen, die man nach den Verhören wieder nach Hause schickte, wagten nicht, Klage gegen ihre Peiniger zu erheben. Es schien, dass viele Verhaftungen nur den Zweck verfolgten, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen.

Ich traf immer wieder auf Angehörige, die „freiwillig“ schwiegen, weil das Regime mit überraschenden Hausbesuchen, Verhören und dem Verlust der Arbeitsplätze drohte. Sogar Eltern, deren Kinder verschollen waren, verschwiegen deren Verschwinden gegenüber Freunden und Nachbarn aus Furcht vor dem Regime. Wenn ich nachfragte und offen erzählte, dass auch mein Vater und mein Bruder zu den los desperacidos, den Verschwundenen, gehörten, gaben viele ihr anfängliches Misstrauen auf und reagierten offen. Sie gaben mir weitere Namen von Betroffenen und Personen, an die ich mich wenden könnte. Immer wieder versuchte ich meine Gesprächspartner zu motivieren „Kommen Sie doch mit! Lassen Sie uns gemeinsam etwas machen!“

Eine unserer wichtigsten Aktivitäten waren Gesuche, die wir beim Obersten Gerichtshof einreichten, um eine Untersuchung über das Schicksal der Verschollenen zu erreichen. Wir sammelten Informationen über jede vermisste Person, über die Umstände ihrer Verhaftung und Namen eventueller Zeugen. In einer sogenannten *declaración jurada*, einer eidesstattlichen Versicherung, meldeten die Angehörigen ihre verschollenen Familienmitglieder offiziell als vermisst. Viele trauten sich nicht, diese Erklärung abzugeben, da das

Regime die Unterzeichner mit überraschenden Hausbesuchen und allen möglichen Schikanen einzuschüchtern versuchte. Wir fertigten Listen von Vermissten an, um herauszufinden, wo sich die verschwundenen Menschen derzeit aufhielten. Sie waren festgenommen worden nur aufgrund des Verdachts „links“ zu sein. Unser Ziel war es, diese Schicksale bekannter zu machen, denn es gab keine Öffentlichkeit für die Unterdrückten. Keine Zeitung, kein Fernsehprogramm und keine Radiostation berichteten über die täglichen Übergriffe des Geheimdienstes und der Polizei. In der Provinz war der Druck noch stärker, das Schweigen undurchdringlicher, die Ohnmacht größer als in der Hauptstadt Santiago. Nur mit Mühe fanden wir einen Drucker, der es wagte, uns einen Flyer zu drucken mit dem Titel „Dónde están?“ (Wo sind sie?). Diesen Flyer verteilten wir in Linares, um auf das Schicksal der Verschollenen aufmerksam zu machen.

Unsere Gruppensitzungen fanden immer in der Kirche statt, denn nur dort war noch ein Ort der Freiheit und des gegenseitigen Vertrauens. Die Menschen kamen zum Pfarrer oder zum Bischof, um ihre Geschichte zu erzählen. Mein Ziel war es, die Betroffenen zusammenbringen und in Linares eine Gruppe der Familien von Inhaftierten und Verschollenen zu gründen. Doch vor allem war ich das Verbindungsglied zwischen Linares und der Hauptstadt Santiago. Dort hatte Kardinal Raul Silva Henriquez die Vicaría de la Solidaridad (Vikariat der Solidarität) gegründet, eine kirchliche Menschenrechtsorganisation, die nicht nur die Angehörigen der verschleppten Söhne, Väter und Ehemänner unterstützte, sondern auch die ersten Lis-

ten von Verschollenen erstellte. Alles was ich aus Parral und Linares erfahren konnte, habe ich nach Santiago weitergegeben. Alleine aus meinem Dorf wusste ich konkret von sieben verschwundenen Personen. Immer wieder fuhr ich in die 350 Kilometer entfernte Hauptstadt zur Plaza de Armas 444, dem Hauptquartier der Vicariá direkt neben der Kathedrale. Es war ja viel zu gefährlich Telefonate zu führen und auch Briefe konnten in die falschen Hände gelangen.

Niemand wusste von meiner geheimen Mission. Nur der Bischof war informiert und gab mir Geld für die Zugfahrkarte. Oft hatte ich kaum etwas zu essen und lebte den ganzen Tag von einem Sandwich und einer Cola.

Arpilleristas

In Santiago lernte ich weitere Gruppen von Betroffenen kennen. Es waren vor allem Frauen, die sich zusammengeschlossen hatten und vor den Gefängnissen und in Krankenhäusern immer wieder Informationen über ihre verschwundenen Ehemänner und Söhne forderten. Unter dem Schutz der Kirche trafen sie sich regelmäßig zu Workshops, wo sie sogenannte Arpilleras anfertigten, das waren farbige Patchworkbilder, in denen sie die Erinnerung an ihre verschwundenen Familienmitglieder festhielten und die Gewalt des Pinochet-Regimes anklagten. Das Vikariat verkaufte die Stoffbilder im Ausland und ermöglichte den mittellosen Frauen damit ein geringes Auskommen. In der Atmosphäre

dieser Workshops fassten die Frauen Vertrauen zueinander, sie konnten sich gegenseitig ihre Sorgen und ihr Leid erzählen ohne befürchten zu müssen, dass Informanten dies an Regierungsstellen weitergaben. In den Bildern verarbeiteten sie auf kreative Weise ihre Seelenqualen über das Verschwinden ihrer Liebsten, sie erzählten damit ihre Geschichte und protestierten gleichzeitig gegen das, was in ihrem Land mit den Menschen geschah. Mit der Zeit ersetzte die Gemeinschaft der Arpilleristas die Familie, die die Frauen verloren hatten. Die Gruppe stärkte sie und ihre Angst löste sich auf. Bald erweiterten sie ihre Aktivitäten. Sie begannen Straßenproteste zu initiieren.

Bei einigen dieser Aktionen war ich mit dabei. Einmal wollten wir einen Brief über die Geschichte der Verschwundenen beim Cortes Suprema, dem Obersten Gerichtshof, einreichen und unser Vorhaben mit einer Protestaktion unterstützen. Plötzlich erschienen Polizisten und begannen zu schießen. Die Frauen versuchten mich zu schützen und brachten mich sofort aus der Schusslinie, denn ich war der Jüngste von allen und noch minderjährig.

Bei einer anderen Aktion haben wir uns vor Regierungsgebäuden an den Eisenzaun angekettet, um damit auf unser Schicksal als Betroffene aufmerksam zu machen. Als die Polizei mit Schlagstöcken anrückte, sagten die Frauen „Der Junge muss weg!“ Sie steckten mich in ein Taxi, das mich an einen sicheren Ort brachte. Immer haben sie mich geschützt, sie selbst wurden oft brutal zusammengeschlagen und ins Gefängnis gebracht.

Im Juli 1976 kam mein Bruder Sergio aus dem Gefängnis frei. Ihm war klar, dass der Preis für seine Freiheit der Verlust seines Heimatlandes war. Er sollte das Land verlassen, seine schwangere Frau und seine Tochter durfte er mitnehmen. Damals wurden viele Oppositionelle vom Regime gezwungen, ins Exil zu gehen. Es gab viele Länder, die chilenische Exilanten aufnahmen und Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International bemühten sich sehr, diesen Menschen Visa zu beschaffen. Es war mehr oder weniger Zufall, in welches Land man kam. Sergio erhielt schließlich ein Visum für die Bundesrepublik Deutschland.

Er wartete fast ein Jahr auf das Ausreisevisum. Da er als ehemaliger politischer Gefangener keine Chance hatte, irgendwo Arbeit zu finden, konnte er durch die Unterstützung der Kirche eine Schuhwerkstatt eröffnen. Tagsüber half ich dort teilweise in der Werkstatt und besuchte abends die Schule. Ich muss zugeben, dass der Schulbesuch durch mein Engagement für die Verschwundenen für mich immer unwichtiger wurde. Das erste Jahr im Gymnasium in Linares habe ich noch bestanden. Im zweiten Jahr war ich nur noch ein halbes Jahr dort.

Als Sergio einiges von meinen Aktivitäten erfuhr, ermutigte er mich: „Mach weiter, das ist gut!“ Natürlich habe ich ihm nicht alles erzählt, denn ich wollte ihn nicht in Gefahr bringen.

In Santiago war eine Gruppe von Frauen in den Hungerstreik getreten. Sie forderten die Einsetzung einer internationalen Untersuchungskommission, die das Schicksal der Vermissten klären sollte.

Ich war begeistert von dieser Aktion und wollte zeitgleich einen Hungerstreik in Linares organisieren, obwohl eine solche Aktion in den kirchlichen Organisationen abgelehnt wurde. Ein Mann, dessen Sohn verschollen war, informierte den Bischof über mein Vorhaben. Der Bischof warnte mich: „Juan, mach das lieber nicht!“ Ich habe trotzdem alles organisiert. Wir brauchten Wasser, Decken und Salz. Wir wollten in die Kirche gehen, ganz normal am Gottesdienst teilnehmen und nach dem Gottesdienst einfach in der Kirche bleiben und dort unseren Hungerstreik beginnen. Mein Bruder Miguel war eingeweiht und würde dann erst zum Bischof gehen und an die Presse, um unsere Aktion publik zu machen.

Doch bevor wir beginnen konnten, erhielt ich eine Nachricht aus Santiago, dass der Hungerstreik dort bereits aufgehoben worden war. Die Aktion war erfolgreich in verschiedenen Ländern durchgeführt worden und hatte so viel Aufmerksamkeit erregt, dass zahlreiche Anschreiben an den Obersten Gerichtshof in Chile eingingen und nachdrücklich die Klärung des Schicksals von Vermissten einforderten.

Kurz darauf im Sommer 1977 erhielt Sergio endlich sein Visum und er konnte gemeinsam mit seiner Familie nach Deutschland ausreisen.

Von Catillo zur Colonia Dignidad?

Durch das Vicariá de la Solidaridad wussten wir, in welchen Gefängnissen sich wahrscheinlich Verschollene befanden. Der Ort, in dem ich geboren bin, gehörte zur Polizeistation Catillo. Dorthin sind mein Vater und mein Bruder gebracht worden, als man sie am 13. Oktober 1973 abholte. Von dieser Polizeistation aus sollten die Festgenommenen ins Gefängnis nach Parral gebracht werden. Aber weder mein Vater noch mein Bruder sind jemals in Parral angekommen! Laut Informationen der Polizei sind die Verhafteten in Catillo freigelassen worden. Sie sollten nach Hause gehen und sich am nächsten Tag in Parral melden.

An der Strecke von Catillo Richtung Parral befand sich die Colonia Dignidad, eine 1961 gegründete deutsche Sektensiedlung. Die deutsche Kolonie bot uns Chilenen immer ein sehr positives Bild, ein Muster einer sozialen Gruppe, die anderen Menschen halfen, sehr freundlich und fleißig waren. Als ich damals zur Schule nach Parral musste, haben mich die Leute aus der deutschen Kolonie oft mit dem Auto mitgenommen. Daher habe ich mir nie etwas Böses gedacht.

Doch da sich die Spur meines Vaters dort verlief, versuchte ich, in der Kolonie Nachforschungen anzustellen. Es war nicht einfach hineinzukommen. Man musste sich anmelden, erhielt dann eine Münze, die anzeigte, was man machen durfte. Da es dort eine Mühle gab, wo man Mehl mahlen lassen konnte, kam ich unter diesem Vorwand hinein. Dabei fiel mir auf, dass die Frauen in der Kolonie sehr harte Arbeit ver-

richteten und schwere Säcke schleppten. Vorsichtig schaute ich mich um. Es gab eine Klinik, ein Geschäft, in dem es landwirtschaftliche Werkzeuge zu kaufen gab und ganz hinten entdeckte ich eine vergitterte Tür, auf die ein Totenkopf aufgemalt war. Ich versuchte unbemerkt bis an diese Tür zu gelangen, als mich plötzlich eine Lautsprecherstimme warnte, mich von dort fernzuhalten.

Erst viel später erfuhr ich, dass die Colonia Dignidad eng mit dem Pinochet-Regime zusammengearbeitet hat. Auf ihrem Gelände existierte ein perfekt getarntes System von Bunkern und unterirdischen Zellen, das sie für ein Ausbildungszentrum des Geheimdienstes DINA (Dirección de Inteligencia Nacional) zur Verfügung gestellt hat.¹ Hier wurden angehende Geheimdienstleute für Verhöre geschult, lernten foltern und töten. Die meisten der dort Inhaftierten wurden barbarisch misshandelt und verließen dieses Lager nicht mehr lebend. Meine Vermutung ist, dass auch mein Vater und mein Bruder in der Colonia gelandet sind und wahrscheinlich dort ermordet wurden.

¹ Dieter Maier: „Äußerste Zurückhaltung“ – die Colonia Dignidad und die deutsche Diplomatie 1961-1978. Nürnberger Menschenrechtszentrum. <http://www.menschenrechte.org/tag/colonia-dignidad>. Letzter Abruf 25.5.2018

Am 16. Dezember 1977 bekräftigte die UNO in einer Resolution ihre tiefe Entrüstung über ständige und offenkundige Verletzungen der Menschenrechte in Chile und zeigte sich beunruhigt über willkürliche Verhaftungen und das Verschwinden von Personen. Daraufhin erklärte Präsident Pinochet kurz vor Weihnachten, er sehe die Würde der chilenischen Nation durch die Resolution der Vereinten Nationen zutiefst verletzt und kündigte für den 4. Januar 1978 einen „Volksentscheid“ an.

Natürlich konnte man bei dieser Consulta nacional nicht von einer freien Wahl sprechen: In Chile herrschten seit Pinochets Machtergreifung Ausnahmezustand und Ausgangssperre, politische Parteien waren verboten, alle Massenmedien wurden vom Militärregime kontrolliert. Eine Volksbefragung war unter diesen Umständen grotesk. Die Abstimmung fand unter großem Druck statt, es herrschte Stimmpflicht für alle, die über 18 Jahre alt waren. Der Sekretär der Junta, General Vidal, hatte bereits öffentlich erklärt, er würde niemandem raten, in Chile zu bleiben, der mit Nein stimmte. Wer es wagte, der Abstimmung fernzubleiben, musste mit Schwierigkeiten rechnen, denn im Wahllokal wurden die Pässe gestempelt und Pässe ohne Stempel verloren ihre Gültigkeit. Die ganze Befragung war eine reine Propagandamaßnahme und wurde nur zum Schein veranstaltet.

Auf dem Weg zum Wahllokal fragten sie mich: „Stimmst du mit ja oder nein?“ Ich antwortete ganz

offen: „Wie kann ich ja sagen? Mein Bruder war im Gefängnis. Ich weiß nicht, ob mein Vater und mein anderer Bruder noch leben. Da kann ich doch nicht zu dieser Regierung ja sagen!“ Im Wahllokal mussten wir mit einem Bleistift ankreuzen. Ich ergriff den Stift und drückte ihn ganz fest in das Nein-Feld, damit man auf jeden Fall das Kreuz noch erkennen konnte, auch wenn es ausradiert werden sollte.

Die Abstimmungsfrage lautete:

"Angesichts der internationalen Aggression gegen die Regierung unseres Vaterlandes unterstütze ich Präsident Pinochet in seiner Verteidigung der Würde Chiles, und ich bestätige erneut die Legitimität der Regierung der Republik in ihrer souveränen Leitung des Institutionalisierungsprozesses im Lande."

"Frente a la agresión internacional desatada en contra del Gobierno de nuestra Patria, respaldo al Presidente Pinochet en su defensa de la dignidad de Chile, y reafirmo la legitimidad del Gobierno de la República para encabezar soberanamente el proceso de institucionalidad del país."

Das Ja-Feld war mit einer chilenischen Fahne, das Nein-Feld mit einem schwarz ausgefüllten Rechteck versehen.